

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 251.

Donnerstag, 26. Oktober.

1916.

Wenn die Blätter fallen.

(7. Fortsetzung.)

Roman von Hans von Belgard.

(Nachdruck verboten.)

Er lacht leise auf und abwehrend die Hand bewegend, antwortet er scherzend: „Nein, nein, du überschätest mich; ich bin kein Dichter, und selbst das tiefste Gefühl hat mich nicht zu Liedern begeistert. Es ist ein kleines Gedicht, das ich irgendwo einmal gelesen, das sich mir, der ich sonst so gar nicht poetisch, fest eingepägt, vielleicht, weil beim Lesen desselben greifbar dein Bild vor mir erstand, und darum habe ich es auch heute noch nicht vergessen und will es dir sagen.“

Dann spricht er mit weicher Stimme die Worte der einfachen Verse. Etwas Liebkosendes, etwas unendlich Bartes liegt in der Art, wie er sie vorträgt, und die warmen, dunklen Augen strahlen so glücklich, es ist, als lebten sie das kleine Lied.

Schweigend, mit verträumten Augen lauscht die Gräfin, ein warmes Gefühl durchströmt sie, und ihre Augen werden feucht, als sie die schmeichelnden Worte hört, die ihr gelten:

Du bist ja selber ein Blumenkind
Und spielst mit duftenden Rosen —
Dein Sinn ist so frisch wie der Morgenwind,
Und Lust nur magst du erlösen.
Wehn du auch gehst, scheint goldenes Licht
Dich überall zu umgeben,
Und was die liebliche Lippe spricht,
Ist Freude, Liebe und Leben —
Ja, Ickermanns Sonne und Liebling bist du,
Du junge, du duftige Blüte;
Es fliegen so leicht alle Herzen dir zu —
Das deine für mich treu behüte.

Als er geendet, finden sie beide lange keine Worte, still reicht sie ihm nur die Hand, die er lange gegen seine Lippen preßt, und schweigend wandern sie den schmalen Pfad zu dem idyllisch gelegenen Dorf hinunter.

Der Maler schreitet voran, bei jeder etwas unebenen Stelle reicht er der Gräfin helfend die Hand, und seine Augen sprechen, was der Mund verschweigt: „O, wärst du mein — wie wollte ich dich zartes Geschöpf behüten und beschützen vor allen Härten und Unebenheiten des Lebensweges.“

Von schattigen Bäumen, die schon die bunten Farben des Herbstes tragen, umrauscht, liegt idyllisch das Gasthaus „Zum Lamm“. Nur klein ist der Garten, doch etwas heimliches umgibt ihn, so daß wohl niemand, der einmal dort geraftet, das Wiederkommen vergißt.

Fast täglich fand der Maler den Weg hierher, und mit der Gräfin einer uralten Linde zuschreitend, unter deren breitem Blätterdach einfach hölzerne Bänke, ein blankgeschenerter naturfarbener Tisch zum Niederlassen einladen, sagt er lächelnd: „Willkommen auf meinem Stammsitz. Hier saß ich schon, als die Linde blühte und der leise Wind ganze Duftwolken mit sich führte, da das fleischige Volk der Bienen die duftenden Kelche nach Honig durchsuchte. — Jetzt hat der Herbst das Grün aus den Bäumen gepflückt und die Blätter mit Rot und Gold überstreut, und die Bienen schwärmen

hinaus in die blühende, rote Heide“ — und seine Hand weist auf einen Bienenschwarm, der vorbei summt, als zöge eine süße, fernverrauschte Musik vorbei.

„Jetzt will ich dir aber den Willkommensgruß bieten, Erika, in schwerem, purpurnem Tauberweine. Ich werde den weiblichen Ganymed in meiner gewohnten Weise herbeirufen.“

Dabei läßt er einen lustigen Tödler ertönen, dessen Töne sich empor schwingen und die das Echo widerhallt.

Sogleich erscheint ein älteres, ziemlich sauberes Mädchen, das dem Maler herzlich die Hand bietet, nachdem es dieselbe sorgsam in der blau bedruckten Schürze abgewischt.

Mit wohlwollenden Blicken die blühende Schönheit der Gräfin betrachtend, meint sie treuherzig: „Grüß Gott auch, Herr Maler, dös ist aber recht, daß die Frau nun auch kommen ist. Allerweil sagt i zum Müller, dös is nichts Rechtes für so an jungen Herrn, immer so einschichtig daher zu kommen.“

Sie lächeln beide über diese Rede, aber es ist nicht ganz natürlich, dieses Lächeln, etwas Gequältes ist darin, und etwas von diesem gequälten Empfinden liegt trotz aller Selbstbeherrschung auch in der Stimme des Malers, als er erwidert: „Schon gut, Annerl, das ist nett, daß Sie sich über uns freuen. Nun bringen Sie uns aber zwei Schoppen Ihres besten Tauberweins und in zwei Stunden das Mittagessen. Erbsuppe und Geselechtes gibt es? Das treffen wir ja großartig. Sorgen Sie nun, daß wir bis zum Mittagessen nicht gestört werden.“

„Wohl, wohl“, antwortete das alte Mädchen mit einem breiten verständnisinnigen Lachen, und schmunzelnd vertraut sie dem Wirt: „Die Frau des Herrn Malers sei gekommen, ganz arg verliebt seien die beiden, ganz ungestört wollten sie sein. Bildsauber sei sie aber auch, die Frau, und jetzt, wo der Herr Maler so lustig dreinschaue, da merke man erst, welch ein schöner Herr er doch sei.“

Die beiden Jugendgenossen aber sitzen lange Zeit schweigend. Über dem tiefroten, feurigen Weine treffen sich ihre Augen, tauchen ineinander, lange und träumend.

Dann, das Glas erhebend, spricht Werner leise: „Unserer Jugend gedenk' ich und der Heimat jenseits der Weichsel!“

Sie neigt zustimmend das Haupt.

Da bittet er: „Nun sprich, Erika! Laß sie auf-erstehen, die Zeiten, die zwischen dem Damals und dem Heute, zwischen dem Frühling und dem Hochsommer unseres Leben liegen.“

Leise beginnt sie zu erzählen; zuerst stockend, sinnend, als fürchte sie, zuviel von ihrem Empfinden, ihrem innersten Fühlen zu verraten; allmählich aber wird sie eifrig, freier und rückhaltloser wird ihre Rede, die Art, wie sie das Schicksal vieler Jahre berichtet.

Weit muß ich zurückgehen in meinem Erinnern, zurück bis zu dem Tage, der mir damals alle Seligkeiten des Lebens verhielt, zu dem Tage unseres letzten Beieinanderseins, da wir Abschied nahmen in der seligen Hoffnung einer gemeinsamen glücklichen Zukunft.

Im Herzen ein seliges Jauchzen, ein festes gläubiges Vertrauen auf das Glück, sah ich dennoch mit Bangen dem Tage entgegen, da du deinem Wunsche Erfüllung geben, da du den Offiziersrock ausziehen und dich der Künstlerische, der Malerei, widmen würdest.

Und dieser Tag kam, und so schwer, so vollständig zermahnend traf diese Nachricht deine Eltern, daß es mich bis ins innerste Herz erschütterte, daß es Augenblicke gab, da ich dir zürnte, da ich dich herzlos schalt, deinen Eltern solch tiefen Schmerz zu bereiten.

Besonders konnte ich deine Mutter nicht ansehen, ohne ein tiefes Gefühl von Schuld und Reue. So gebrochen war sie, so müde. Nie fand sie ein böses Wort für dich wie die anderen — sie schwieg. Sie nannte nie deinen Namen, trenn deines Vaters Gebot: aber gedacht hat sie wohl immer an dich, das zeigte mir das weiche Streicheln ihrer Hände, das liebe, gute Lächeln, um den feinen Mund, wenn sie weich und zärtlich mich „meine kleine Erika“ nannte.

Doch nicht lange währte mein Zweifeln an dir.

Zu glücklich fühlte ich mich in unserer Liebe, in dem süßen Geheimnis, das unser Leben war.

Wie sollte ich deinen Entschluß denn auch tadeln, wußte ich doch, daß du auch um meinetwillen diesen Schritt getan, daß du für eine gemeinsame Zukunft für uns kämpfdest. Trotz allem war ich glücklich, ich wartete ja auf das Glück, und vielleicht ist das Warten auf das Glück schon das Glück selber. So schwur ich mir denn wieder, treu und fest zu dir zu halten, trotz all der bösen, dich verurteilenden Worte meines Vaters und meiner Schwester.

Tante Wies entrüsteten Schmähungen über einen Menschen ganz ohne Ehre und Gewissen setzte ich ein stolzes Schweigen entgegen: was wußte sie von dir!

Niemand konnte dich verstehen, nur ich kannte deine Beweggründe, und ich glaubte an dein Genie und damit an unser Glück.

Mit klopfendem Herzen harrete ich des Tages, da ich deinem Versprechen gemäß einen Brief von dir in der alten Eiche finden sollte.

Ganz müde und immer langsamer wurden meine Schritte, je näher ich dem alten, mächtigen Baume kam, in dem ich deine Grüße, deine Zukunftspläne, finden sollte — gar zu erregt und schwer pulsierte das Blut.

Und plötzlich ergriff mich heiße Angst, ein wildes, unverständliches Bangen.

Ich wußte mit unheimlicher Bestimmtheit, daß ich kein Lebenszeichen von dir finden würde.

Es hatte geregnet die Nacht hindurch, feucht glänzte es am moosigen Waldeboden, an dem Geäst von Sträuchern und Bäumen, und nirgends war eine Fußspur auf der weichen Erde.

Unmöglich konnte der alte Johann mit den schweren, nagelebschlagenen Stiefeln den feuchten Weg gegangen sein, ohne Spuren zu hinterlassen.

Doch wie sehr die Vernunft auch sprach, wie sehr das todestraurige Bangen meines Herzens mir das Nutzlose meines Tuns zeigte, immer wieder durchsuchte ich die Spalte, die der Blitz einst der alte Eiche geschlagen, durchsuchte fieberhaft das Gras, das Seidekraut ringsum und konnte und wollte nicht glauben, daß ich vergebens gehofft.

(Fortsetzung folgt.)



Man kann nur noch aus nationalen Gründen — aus Gründen, welche in dem Maße national sind, daß ihre zwingende Natur von der großen Mehrheit der Bevölkerung anerkannt wird, Krieg führen. Bismarck.

Alt-Posener Hindenburg-Erinnerungen.

(Neue Forschungen über des Feldmarschalls Posener Stammhaus.)

Bei der tiefen Verehrung und Dankbarkeit des deutschen Volkes für den Heerführer des Ostens wird es mit Freude begrüßt werden, daß die Forscherthätigkeit stets aufs neue einsetzt, um die immer noch vorhandenen Lücken in der Familiengeschichte des Feldmarschalls pietätvoll auszufüllen. Als eine Persönlichkeit, die bis an ihr Lebensende dem späteren Feldmarschall persönlich sehr nahe stand, ist nach den Mitteilungen in der Posener Historischen Gesellschaft der Major Kniffka anzusehen. Hindenburgs Vater, Robert von Benedendorff und von Hindenburg, war mit der Tochter Luise des Posener Generalarztes Dr. Schwidart vermählt, dessen Gattin Julia wiederum die Tochter des Posener Generalarztes Mönlich war. Juliens jüngere Schwester Albertine war die Gattin des Majors Kniffka. Nach neueren Feststellungen des um die ortsgeschichtliche Erforschung der Beziehungen Hindenburgs sehr verdienten Posener Stadtrates Arthur Kronthal wohnten die Familien Kniffka, Mönlich und Schwidart, sowie die Robert von Hindenburgs jahrzehntelang in dem Posener Familienhause Gde Wilhelm- und Bergstraße, jetzt Hindenburgstraße, das als Hindenburgs Stammhaus mitteilbar zu betrachten ist, während sein eigentliches Geburtshaus das auf der gegenüberliegenden Seite der Bergstraße bezw. (heutigen) Hindenburgstraße gelagerte Haus Nr. 7 ist. Erst vor wenigen Jahren ist jenes alte, zweischiffige, einen großen Hofraum und Garten umfassende Patrizierhaus, das der Berliner Architekt David Gilly Ende des 18. Jahrhunderts erbaut hatte, abgerissen worden. An seiner Stelle erhebt sich heute ein hochmoderner Hotelneubau, an den sich der Reichskanzlerpalast (auch erst vor wenigen Jahren errichtet) anschließt. Als Generalarzt Mönlich das Zeiliche gegnet hatte (1890), ging das vormalige Haus an den Schwiegerjohn Kniffka über. Es war jedenfalls ein halbes Jahrhundert Besitz der mütterlichen Familie des Feldmarschalls, dessen Vater als Hausgenosse seines Schwagers, des gleichfalls in dem genannten Hause wohnenden Medizinalrates von Varen, dort Luise von Schwidart schon als kleines Mädchen kennen lernte. Da Bernhard von Hindenburg, der Bruder des Feldmarschalls, in seinem bekannten Hindenburg-Buche berichtet, daß „Tante Kniffka viel Sonnenschein in das Leben der zwei jungen Nichten brachte“ (gemeint ist Luise Schwidart und ihre Schwester Auguste, die als Gattin des späteren Generalmajors Gustav von Weller in Görlitz starb), so dürfte es gewiß von Interesse sein, auch über „Onkel Kniffka“ etwas Näheres zu erfahren. Das Posener Staatsarchiv gibt jedenfalls wertvolle Aufschlüsse über seine Persönlichkeit, birgt es doch das Album des „Bereins freiwilliger Jäger aus den Kriegsjahren 1813/15“, zu dem etwa zwei Jahrzehnte nach Beendigung der Befreiungskriege dessen ehemalige Freiwillige, darunter Kniffka, zusammentraten. Da in diesem Album jedes Mitglied seine Kriegserlebnisse zu verzeichnen hatte, erfahren wir aus ihm, daß Friedrich August Kniffka als Sechzehnjähriger 1813 beim Jägerdetachment des 1. Dragoner-Regimentes (Litauisches), das zum Preussischen Armeekorps gehört, eintrat und mehrere Gefechte mitmachte. Nach Kriegsschluß wurde er Regiments- und später Brigade-Adjutant. 1820 nahm er seinen Abschied und trat zur Landwehr über. Wie in der Posener Historischen Gesellschaft mitgeteilt wurde, hat Kniffka in demselben Jahre die Posthalterei in Libartowo (Provinz Posen) und später die von Posen-Budewitz-Bierzycza übernommen. Der Posener „Botanische Garten“, heute eine der prächtigsten gärtnerischen Zierplätze der Ostmark, verdankt ihm vor allem seine Entstehung, da er der Mitbegründer und Vorstehende des alten Verschönerungsvereins war, dessen Werk der erwähnte Garten ist.

Ganz in der Nähe der im Laufe des Krieges freigelegten Ruhestätte des Ehepaars Mönlich auf dem Kreuzkirchen-Friedhof bezeichnet ein gotisierend gehaltenes Kreuz aus grauem Marmor auf einem Doppelhügel jetzt die Grabstelle des Majors Kniffka und seiner Gattin geb. Mönlich. Als Feldmarschall Hindenburg im Kriegswinter 1914/15 in Posen weilte, besuchte er mehr als einmal den Friedhof, um an der Stätte zu weilen, wo das ihm aus seinen Jugendjahren so wohlvertraute Kniffkasche Ehepaar einst zur letzten Ruhe ge-

betet wurde. Seine Eltern selbst ruhen bekanntlich nicht in Posen, sondern in der Hindenburgschen Familiengruft in Neudorf in Westpreußen, während sein Großvater mütterlicherseits Generalarzt Dr. Schwidart auf dem Posener Garnisonfriedhof seine letzte Ruhestatt fand. Der Feldmarschall hat sich der Kirchengemeinde gegenüber die Pflege und Unterhaltung der erwähnten Grabstellen ausdrücklich ausbedungen. Er wird wenn ihn nach glücklicher Beendigung des Krieges sein Weg wieder einmal nach Posen führt, auch die Grabstätte eines Mannes in tadelloser Pflege vorfinden, der seiner Posener Jugend nicht minder nahestand als das Kniffasche Ehepaar. Hier hat, wie zunächst vorausgeschickt ist, der Zufall zu einer erfreulichen Kirchhofsentdeckung geführt. Der altehrwürdige Friedhof der Posener evangelischen Kreuzkirchengemeinde wurde vor noch nicht langer Zeit von dem überall ausgebreiteten Unterholz, abgestorbenen Bäumen und sumpfigen Stellen befreit, und infolgedessen konnten verschiedene alte Wege und Grabdenkmäler freigelegt werden. Unter anderem wurde dabei auch ein stark verfallenes, in eine dicke Kalkschicht gehülltes, gotisches Kreuz sichtbar, auf dem man nach Entfernung der Kalkflecken zur nicht geringen Überraschung den Namen „Hindenburg“ las. Die Kriegszeit hatte so zur Entdeckung der vordem jahrelang gesuchten Grabstelle des Posener Landrates und Landtagsabgeordneten Otto von Hindenburg geführt, eines 1861 gestorbenen älteren Bruders Robert von Hindenburgs, des Vaters des Feldmarschalls. Daneben ist auch seine sehr früh verstorbene Tochter Luise zur letzten Ruhe gebettet. Einem Nachruf, den die Posener Zeitung vom 9. November 1861 dem Heimgegangenen widmete, ist zu entnehmen, daß er sich größter Verehrung hohen Ansehens erfreute. Im denkwürdigen Jahre 1848 war ihm, der vorher Landrat des westpreußischen Kreises Köbau war, die Verwaltung des Kreises Posen übertragen worden. Seine „menschenfreundliche und lebenswürdige Gesinnung“ wird ihm im Nachruf besonders hervorgehoben, auch betont, daß er sich außerdem in städtischen Kreisen Posens aufrichtiger Zuneigung erfreut habe. Den Posener Kreis vertrat er im Abgeordnetenhaus während zwei Legislaturperioden. An Stelle der verschwundenen alten Grabtafel am Fuße des Kreuzes wurden jetzt in den Sockel die Worte eingemeißelt: „Hier ruht mit seiner geliebten Tochter der Landrat Otto von Bencdenborff und von Hindenburg, geboren 1802, gestorben 7. 11. 1861.“ Als ein weiteres merkwürdiges Ergebnis der Hindenburg-Lokalrecherche während des Weltkrieges sei noch erwähnt, daß die Wäden der Familiengeschichte des großen Feldmarschalls selbst bis zu Gneisenau führen. Dies ist der Tatsache zuzuschreiben, daß in Hindenburgs mütterlichem Stammhaus zwei jüngere Aftulaps, die Generalärzte Dr. Schwidart und Könrich (Schwidarts Schwiegervater) für die Gesundheit von Generationen verantwortlich zeichneten, und Schwidart, Hindenburgs Großvater mütterlicherseits, es war, der den anfangs der 30er Jahre in Posen krank darniederliegenden Feldmarschall Gneisenau als Arzt behandelte.



Aus der Kriegszeit.

Bei den Kamerun-Deutschen in Spanien. Das Leben der deutschen Kamerunsoldaten in Spanien, die im Verlaufe der Kolonialkämpfe auf spanisches Gebiet gelangten und für Kriegsdauer in nordspanischen Städten interniert sind, schildert ein Mitarbeiter der „Daily News“: „Während ich durch die Hauptstraßen von Pamplona nach meinem Hotel schritt, wurde ich plötzlich durch den Chorgesang eines deutschen Soldatenliedes überrascht. Da erinnerte ich mich, daß hier in dieser nordspanischen Stadt einige Hundert der deutschen Kamerun-Krieger interniert sind. Um einiges über das Leben dieser Soldaten zu erfahren, begab ich mich nach dem Deutschen Klub, wo ein mir bekannter Amerikaner sich aufhielt. Er teilte mir mit, daß unter den internierten Deutschen viele entzückende Leute wären. Er führte mich vor die Stadt hinaus, wo wir bald einige niedrige, aber sehr geräumige Häuser erblickten. Es waren die Quartiere der internierten Leute. Viele Deutsche sind aber auch in noch bequemeren und gemüthlicheren Häusern in der Stadt selbst untergebracht. Besondere Vorschriften für das Leben der Internierten bestehen nicht, nur soll jeder sich abends zum Rapport melden. Aber auch dies wird nicht streng innegehalten, und nur, wer

es von selbst will oder an Geldmangel leidet, hält sich ständig in den Quartieren auf. Viel mehr Internierte trifft man darum in der Stadt selbst, besonders in dem großen und schönen Kaffee Klub. Hier sitzen die Deutschen beim Bier. Fast alle diese „Internados“ haben einen militärischen Rang. Die meisten hielten sich geschäftlich in Kamerun auf und meldeten sich bei Kriegsausbruch als Freiwillige. Abends treffen die Kamerun-Krieger sich im Deutschen Klub, der in einer der Hauptstraßen ein geräumiges erstes Stockwerk einnimmt. An den Wänden der Klubräume hängen Bilder des Deutschen Kaisers, des Kaisers Franz Joseph, des Königs von Spanien und Hindenburgs. Auch den Kronprinzen sieht man in einem der Haupträume. Alle Kamerun-Deutschen äußerten den Wunsch, nach dem Kriege nach Kamerun zurückzukehren, das sie vergrößert wiederzufinden hoffen. Sie haben alle Geld bei sich und benehmen sich sehr freigebig. Sie scheinen sich in Spanien sehr wohl zu fühlen und stehen mit der einheimischen Bevölkerung auf sehr gutem Fuße.“

Patronessen, Kartoffelmusen und Entfernungsmesser.

(Ein Beitrag zur Soldatensprache.) Eine besondere österreichische Sitte ist die Einrichtung der Patronessen. Bei keinem großen Ballfeste dürfen die Patronessen fehlen, die auf einer erhöhten Estrade Platz nehmen und dem Ballvergügen zuschauen, ohne aber an dem Tanze teilzunehmen. Die Patronessen langweilen sich zwar gewöhnlich fürchterlich, aber es ist eine hohe Ehre und Auszeichnung, in dieser Stellung zu wirken und dann unter der Zahl der Patronessen in der Zeitung genannt zu werden. Während der schweren Kriegszeit dürfen bekanntlich auch in Österreich Bälle nicht stattfinden, es gibt also dort jetzt keine Patronessen in dem früher üblichen Sinne. Dafür ist aber bei unseren Verbündeten diese Bezeichnung mit gutem Humor auf die Frauen übertragen worden, die in ebenso großer Zahl wie bei uns in den Munitionsfabriken tätig sind. Eigentlich gehört die ehrende Bezeichnung Patronessen nur den mit der Anfertigung und Füllung der Patronen beschäftigten Frauen und Mädchen, man wendet sie aber auf alle Munitionsarbeiterinnen an. Entsprechend den österreichischen Patronessen gibt es in Deutschland Patronatsdamen. Hier wurden schon vor dem Kriege die in den staatlichen Munitionsfabriken beschäftigten Frauen und Mädchen mit diesem hübschen Namen belegt. Im Kriege hat sich nun die Zahl unserer Patronatsdamen ganz bedeutend erhöht. Der deutsche Soldatenhumor hat ferner vor dem Kriege der vielfach in den Kasernenküchen mit dem Schälen der Kartoffeln beschäftigten Frauen den Namen Kartoffelmusen beigelegt. Bei vielen Truppenteilen mußten sich ja schon im Frieden Soldaten als männliche Kartoffelmusen betätigen, verschiedentlich aber bediente man sich namentlich dort, wo die Soldaten wie bei der Kavallerie zu sehr durch die Pferdepflege usw. in Anspruch genommen waren, zu diesem Zweck der weiblichen Hilfe. Da aber im Felde überhaupt keine Kartoffelmusen beschäftigt werden können, hat man die Bezeichnung Kartoffelmuse vielfach auf die zum Kartoffelschälen abkommandierten Mannschaften übertragen. Mancher brave Gulaschkanonier wird sich schon über diesen Ausdruck gewundert haben, und er wird ihn möglicherweise mit dem harten Worte „muß“ in Verbindung gebracht haben. Denn Kartoffeln schält ein tapferer Feldgauer nicht gern, wenn er nicht muß. Eine hübsche Bezeichnung haben unsere Feldgrauen ferner beim Kartoffelschälen verwandten Messern beigelegt. Sie nennen diese Entfernungsmesser. Diese Bezeichnung stellt freilich nur die Verkürzung einer längeren Benennung dar. Eigentlich mußten diese Kartoffelschälentferner heißen. Das ist aber entschieden als lang und schwerfällig empfunden worden, und so sagt man einfach Entfernungsmesser. Es lebe die militärische Kürzel von der Waffe, hier also dem „Entfernungsmesser“, ist dann dieser Name auch auf die Kartoffelschäler übertragen worden, die jetzt vielfach den stolzen Namen „Entfernungsmesser“ führen.

Der scharfsichtige General. Eines Tages, so erzählt „L'Œuvre“, erschien unerwartet ein wegen seiner Strenge und seines kurzangebundenen Wesens bekannter französischer General auf einem der größten französischen Flugplätze, um ganz überraschend eine sofortige Inspektion abzuhalten. Er war von seinem Adjutanten und beziehungsweise auch von einem Militärarzt begleitet, woraus man auf seine finsternen Absichten schließen konnte. Sofort mußten alle Mannschaften des Flugplatzes im Hof antreten, und der General begann mit teuflischer Liebesswürdigkeit seine Untersuchungen: „Wie

heißten Sie, mein lieber Freund? Ah, Dubois . . . Ganz ausgezeichnet. Sie gehören zur Jahresklasse 1894? O, das ist eine sehr schöne Klasse, eine reizende Jahresklasse; ich wenigstens befand mich, als ich 42 Jahre alt war, ganz wunderbar bei Kräften. übrigen sehen Sie glänzend aus, wirklich glänzend. Sehen Sie doch, Herr Major, ist er nicht ein Bild von Gesundheit? Und mit tollerender Stimme fügte er schnell hinzu: „Der Mann ist selbstdienlich zu erklären!“ Da erlaubte sich der Kommandant des Flugplatzes vorzutreten und zu bemerken: „Aber, Herr General . . .“ „Nur Ruhe, Herr Kommandant!“ schneidet der General sofort die Rede ab, deren Inhalt er selbstverständlich zu ahnen vermeint. „Ich kenne diese Leute, ich kenne ihre Art und weiß, daß sie sich geradezu nach der Front sehnen. Wie heißen Sie, mein Lieber? Mathieu . . .“ „Vortrefflich, wie geht's dir, mein Alter? Gut. Was? Zum Donnerwetter, großartig muß es dir gehen! Der Mann ist selbstdienlich zu erklären! . . . Und der Dide da. Schämst du dich nicht, einen solchen Bauch zu haben? Habe ich etwa einen Bauch? Der Mann ist selbstdienlich zu erklären! Und so ging es fort, über eine Stunde lang. Bis der General, begleitet von dem stummen, beflissen niedrigen Arzt, alle 80 Mann, die versammelt waren, hatte selbstdienlich erklären lassen. Als diese anstrengende Arbeit schließlich beendet war, wandte der General sich wieder an den Kommandanten: „Nun, Herr Kommandant, konnten Sie nicht selbst diese Leute selbstdienlich erklären lassen? Mußte ich erst dazu herkommen und die ganze Sache ins reine bringen?“ „Nein, Herr General“, entgegnete der Kommandant, „Ihre Mühe war wirklich überflüssig.“ „Was?“ ruft der General aus und läßt sein Monocle fallen. „Jawohl, Herr General. Ich wiederhole, daß Ihre Mühe völlig überflüssig war. Diese 80 Mann sind nämlich alle ohne Ausnahme seit Kriegsbeginn selbstdienlich und halten sich hier nur auf, um die Führung der neuen Flugmaschinen zu lernen und dann sofort mit den Apparaten an die Front abzugehen.“ Einen Augenblick schweigt der General verblüfft, dann wendet er sich an den Arzt und ruft aus: „Nun, sagen Sie selbst, Herr Stabsarzt, habe ich nicht einen fabelhaft scharfen Blick?“

Turgenev als Prophet des deutsch-russischen Krieges.
 Wenn die gegenwärtigen Prophezeiungen, wie sie immer wieder über Dauer und Ausgang des Krieges bekanntgegeben werden, keiner ernsthaften Betrachtung wert sind, da es sich in den meisten Fällen dabei um mehr oder weniger kindliche Schlüsse handelt, so sind doch die vor dem Kriege geäußerten Prophezeiungen bedeutender Männer von Interesse, und dies um so mehr, als wir ja heute bereits den Grad ihrer Richtigkeit zu beurteilen vermögen. Viele Russen haben die Möglichkeit eines Krieges zwischen dem zarischen und Deutschland vorausgesehen, aber keiner hat sich hierüber so bestimmt ausgesprochen, wie Iwan Turgenev es vor nunmehr 36 Jahren tat. Diese Prophezeiung findet sich in den noch unveröffentlichten Tagebüchern Julius Nobenbergs, aus deren Manuskripten das „literarische Echo“ einige interessante Stellen wiedergibt. Am 7. Februar des Jahres 1880 hatte Turgenev auf einer Reise durch Deutschland Julius Nobenberg in Berlin aufgesucht und sich bei dieser Gelegenheit über russische Verhältnisse ausgesprochen. Wie zahlreiche andere nachdenkliche und freidenkende Russen war Turgenev der bereits damals für russische Freidenker typischen Ansicht, daß Rußland nur durch die großen Wunden, die ihm in einem Kriege geschlagen werden könnten, dazu zu bringen sei, sich zu einer nach modernen Begriffen freiheitlichen Konstitution durchzurufen. Nobenberg schrieb über dieses Gespräch in sein Tagebuch: „Turgenev sieht düster in die Zukunft Rußlands. Nur ein Krieg könne es retten. Er sage das mit blutendem Herzen. Nach dem Fall Sebastopols habe er vier Tage nichts genießen können, so weh sei ihm gewesen, und doch habe er sich gesagt, daß ohne diese Niederlage Rußland verloren gewesen. Der Krieg — er wollte das Wort erst nicht aussprechen — mit Deutschland sei unvermeidlich. Dann erst werde es eine Konstitution geben. So lange dieser Kaiser regiert, sei nicht daran zu denken; er sage, die nächsten seien seine offenen, die Konstitutionellen seine versteckten Feinde. Sobald sein Nachfolger auf den Thron komme, gäbe es Krieg mit Deutschland. Wende dieser sich gegen Polen, so werde er verhältnismäßig leicht sein, denn von Polen werde Rußland sich verhältnismäßig gern trennen. Nehme der Krieg aber einen Verlauf mit Rücksicht auf die

Ostseeprovinzen, so sei gar nicht abzusehen, wie er enden werde. Freundlich und aufrecht ging er von uns, aber er machte doch den Eindruck tiefer, innerlicher Sorge.“

Die Heiratsjagd auf die australischen Soldaten. Die australischen Soldaten in England werden, wie die „Daily Mail“ berichtet, vielfach durch Heiratsanträge von Mädchen in ihrer australischen Heimat verfolgt. Die Australierinnen scheinen entschlossen zu sein, den Soldaten vor allen ihren anderen Landsleuten den Vorrang zu geben, und die Zahl der neuen Eheschließungen ist geradezu erstaunlich. Diese Heiraten sind aber oft auch sehr merkwürdig, da sie vielfach brieflich beschloffen werden und die Trauung selbst manchmal in größter Hast vor sich gehen muß. Die Braut reist von Australien nach England, trifft sich hier mit dem beurlaubten Bräutigam, der vielfach am nächsten oder zweitnächsten Tag schon wieder an die Front muß, und innerhalb weniger Stunden wird die Heirat geschloffen. Dann geht der neugebackene Gatte wieder an die Front, und die junge Ehefrau kehrt nach Australien zurück, ohne daß beide Gelegenheit hatten, sich näher kennen zu lernen. Viele australische Soldaten erzählen, daß sie hausenweise Heiratsanerbieten aus ihrer Heimat erhalten. So wurde ein Australier von nicht weniger als 33 verschiedenen Mädchen „um seine Hand gebeten“. Anfangs fühlte er sich sehr geehrt, aber schließlich, als diese Heiratslust immer mehr answoll, bekam er einen gelinden Schreck, und er rettete sich vor jeder weiteren Korrespondenz, indem er vorgab, bereits verheiratet zu sein. Dies allein ermöglichte es ihm, auch weiterhin ledig zu bleiben. Auch zwischen den Soldaten und den australischen Krankenschwestern sollen sehr viele Ehen geschloffen werden.

Das Krieglleben der Vögel im Wisnegebiet. Einen wertvollen Beitrag der Ornithologie im Wisnegebiet bilden die Beobachtungen, die Dr. B. Franz in der Gegend von Asfeld bis zur Front während zwei Kriegsjahren anstellte. Wie Dr. Franz in der naturwissenschaftlichen Wochenschrift berichtet, stellte er an der Wisne mehr als 90 verschiedene Vogelarten fest, und er machte die Bemerkung, daß der ornithologische Charakter dieser Gegend in vieler Beziehung von dem im entsprechenden deutschen Lande abweicht. Wenn auch einige Arten, wie der Räusebussard, der Korn- oder Wiesenweiber, der Steinpieper, sich lediglich außerhalb der Wisne-Niederung aufhalten, so ist doch das Vogelleben in der vom Wisnestrom durchflossenen Aue selbst äußerst reichhaltig. Häufig tönt hier ein vieltausendstimmiges Konzert, bei dem auch die Nachtigall bis in die Spätsommerzeit eine Rolle spielt. Auch die Mistel- droffel hält sich an der Wisne auf, desgleichen die Bachob- droffel, mehrere Meisenarten, darunter die schwarzbraun- gelbe Schwanzmeise, und zwar die letztere zu jeder Jahreszeit. Größere Raubbögel sind infolge des für sie ungeeigneten Geländes nicht zu treffen. Gering an Zahl sind auch die hoch- heinigen Vögel; unter ihnen nennt Dr. Franz den Tril, den Kranich, den Fischreiher. Die Niebiße erscheinen an der Wisne auf dem Durchzuge in Schwärmen bis zu 10 000 Stück, brüten jedoch dort niemals. Der einzige an der Wisne heimische Singvogel ist das grünflügelige Teichhuhn, während das schwarze Wasserhuhn, das fast jeden deutschen Binnensee bevölkert, hier fehlt. Auffallenderweise ist die Vogelwelt an der Wisne fast garnicht abgeschossen und daher reicher an etwas größeren Arten als in den meisten deutschen Gegenden. Deshalb haben sich sowohl Bruträuber wie auch nützliche Arten in viel ursprünglicherer Häufigkeit erhalten. So fällt besonders die Zahl der Elstern auf sowie der Turm- und Laumfalken bei Tage und der Eulen bei Nacht. Zwei Vogel- arten, die in Deutschland fast ausgerottet sind, den Wiedehopf und die Wachtel, sieht man häufig. Zahlreich ist auch die Iwergratze, was augenscheinlich mit dem milden Klima der Gegend zusammenhängt. Auch übersehen viele Vogelarten, die Deutschland jeden Winter verlassen, den Winter im Wisne- gebiet sehr gut: z. B. die Amsel, der Star, das Rotkehlchen und die Gebirgsbachstelze, auch Stieglitz, Ringeltaube und Fischreiher. Wegen des milden Klimas beginnt das sommer- liche Vogelleben auch früher als auf deutschem Boden. In der Champagne hörte man schon Ende Dezember die ersten Amseln singen. Im Herbst wiederum ziehen die Schwalben viel später fort als bei uns. Dieses Vogelleben ist auch jezt noch in seiner Reichhaltigkeit festzustellen, woraus man er- sieht, daß der Krieg ihm keinen wesentlichen Schaden zu- fügte.